

Chloe C. Peñaranda
An Heir Comes to Rise – Die Nachtwandlerin

Chloe C. Peñaranda

AN
HEIR
COMES
TO
RISE

DIE NACHTWANDLERIN

Aus dem Englischen von Bernadette Ott



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2025

Erstmals als cbt Taschenbuch September 2025

© 2020 by Chloe Peñaranda

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel

»An Heir Comes to Rise« bei Lumarias Press

Translation rights arranged by The Sandra Dijkstra Literary Agency

All Rights Reserved

© 2025 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produkteicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Bernadette Ott

Umschlaggestaltung: Alexander Kopainski

Umschlagmotive: © Shutterstock.com (kaisorn, Yeti Studio, oscargutzo,

mahiman, Melissa King, STILLFX, Arcady, Finesell, Peyker (2x),

Banana Republic images, mrs_kato)

Vignetten: © Adobe Stock/Illustrator HarutoTanaka88, Bippón

skn · Herstellung: DiMo

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31713-6

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für dich, der du dieses Buch liest.
Du kannst alles.*



ERSTES KAPITEL

Nicht einmal die Träume waren in Ungardia sicher.

Doch waren sie der einzige Ort, an dem Menschen und Fae gleich verletzlich waren. Wer in Schlaf versank, lief Gefahr, sein Innerstes der Willkür der Nachtwandler auszuliefern, ohne sich ihrer unheimlichen Gegenwart bewusst zu sein.

Diese Wesen – wie alle anderen mit magischen Fähigkeiten – entsprangen den Reihen der höchsten unsterblichen Fae. Eine dunkle, unsichtbare Macht mit der telepathischen Fähigkeit, in das Unbewusste einer Person einzudringen und sich Zugang zu ihren Gedanken und Erinnerungen zu verschaffen. Auf diese Weise vermochten sie es, andere von innen zu töten. Für Nachtwandler war die Psyche ein Spielfeld voller Lügen und dunkler Geheimnisse, es bereitete ihnen Lust, in einer Person finstere Regungen zu entfesseln und sie nichts ahnend in die Verdammnis zu führen.

Alle von uns haben ihre Leichen im Keller und wer das Gegen teil behauptet, hat gewöhnlich am meisten zu verbergen.

Auch wenn sie nicht viele waren, gab es doch genug solcher Nachtwandler im Königreich High Farrow, der Heimat von Faythe, dass die Menschen in den verelndeten Vorstädten nicht aufbegehrten, weder gegen den König noch gegen all jene, die innerhalb der hohen Mauern der inneren Stadt ein Leben in Luxus und

Reichtum führten. Das Geschlecht der herrschenden Fae schloss die Menschen aus ihrer Gemeinschaft aus, als wären sie Hunde, mit den tristen, trostlosen Siedlungen jenseits der Stadtmauern als ihrem Zwinger. Dort lebten die Menschen in ständiger Furcht vor ihren unsterblichen Herrschern. Nach Gleichheit streben zu wollen wäre vergeblich gewesen. Und unheilvoll.

Außerhalb der Stadtmauern waren die Fae nur selten anzutreffen, außer um Geschäfte zu betreiben. Der Anblick der verfallenden finsternen alten Häuser der Vorstädte mit ihren holprigen Straßen war wahrlich keinen Ausflug wert und auch nicht die wenigen Erholungs- und Vergnügungsorte. Lediglich Wachpatrouillen der Fae bekam Faythe regelmäßig zu Gesicht, ohne sich dabei jemals sicher zu sein, ob sie durch die Straßen marschierten, um die Menschen zu beschützen, oder ob sie mit ihren Kontrollgängen die Macht der Fae über die Menschen demonstrieren wollten.

Für die Fae war das Geschlecht der Menschen, das Geschlecht, dem Faythe angehörte, lediglich zur Arbeit geboren. Sie mussten arbeiten, bis sie starben, verrichteten in der inneren Stadt alle niederen Dienste; schufteten sich dafür schon seit Generationen zu Tode. Für die Unsterblichen war die Lebensspanne eines Menschen nichts anderes als ein unmerklicher Wimpernschlag der Zeit.

Die Stadt war für Faythe und die Angehörigen ihres Geschlechts jedoch nicht völlig verschlossen. Manche suchten und bekamen Arbeit hinter den hohen Festungswällen, gegen eine bessere Bezahlung, als sie sie in den Vorstädten jemals hätten finden können. Aber dafür mussten sie einzigartige Begabungen oder besonders nachgefragte Fähigkeiten und Kenntnisse vorweisen.

Faythe besaß solche Fähigkeiten nicht. Sie war lediglich Ge-

hilfin eines Bäckereistands auf dem belebten Marktplatz von Farrowhold, in der größten der Vorstädte. Ihre Tage verbrachte sie damit, zwischen dem Verkaufsstand und der Backstube, die etwas entfernt lag, hin und her zu rennen, um die köstlichen Brote und Kuchen zu holen, die Maries Tochter buk. Manchmal übernahm sie auch Botengänge zu Kundinnen und lieferte Bestellungen aus. Der Lohn war erbärmlich, aber dafür konnte sie fast jeden Abend ein paar Brote und Teigtaschen, manchmal sogar süßes Gebäck, mit nach Hause nehmen.

Nie hatte sie den Wunsch verspürt, in der Stadt bei den Fae zu arbeiten, und sie beneidete auch nicht jene, die dafür *auserwählt* schienen. Lieber nahm sie weiter die zermürbenden, langen Arbeitstage für wenig Lohn auf sich, als ständig überwacht zu werden; gezwungen, einem aufgeblasenen, hochmütigen Unsterblichen zu dienen.

Bei dem Gedanken an Unsterblichkeit schauderte Faythe. Warum jemand länger als eine Lebenszeit in dieser tristen, traurigen, kriegsgeplagten Welt verbringen wollte, konnte sie nicht begreifen. Es musste wohl daran liegen, dass Reichtum und Wohlhabenheit der Fae ihnen ein Leben ermöglichten, das erstrebenswerter war als ihres. Doch waren die Fae von Natur aus machtgierig und mitleidlos – und obwohl Faythe so manches Mal mit hungrigem Magen zu Bett gehen musste, war sie froh, nicht eine von ihnen zu sein.

An diesem Tag war am Stand ungewöhnlich viel los. Die heiße Sommersonne brannte erbarmungslos auf sie nieder und obwohl es erst früher Nachmittag war, fühlte Faythe sich so erschöpft, als wäre es bereits Abend. Der Schweiß lief ihr herunter, keuchend kehrte sie mit dem vierten Backblech süßer kleiner Kuchen von der Backstube an den Marktstand zurück.

»Grace sagt, sie hat keine Äpfel mehr. Das waren die letzten Apfelküchle für heute.« Faythe setzte das Blech ab und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn.

Marie konnte nur schwer ihre Enttäuschung verbergen. Apfelküchle kauften alle gern und auch Faythe liebte diese Leckerei.

»Tja, dann werden wir wohl ohne sie auskommen müssen.«

Marie war eine begnadete Verkäuferin, sie lächelte immer, hatte für alle ihre Kundinnen ein freundliches Wort übrig. Was auch der Grund sein mochte, weshalb sie Faythe selten bat, ihr am Stand auszuhelfen. Nicht dass Faythe abweisend gewesen wäre oder einfach ungeeignet fürs Verkaufen. Aber in ihrem Gesicht konnte man lesen wie in einem offenen Buch, sie hielt sich mit ihren Gefühlen nie zurück. Und mit Kundinnen, die Maries Herzlichkeit weniger verdient hatten, kam sie nie gut zurecht. Marie war ein großzügiger Mensch und hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie Faythe nur so wenig zahlen konnte. Aber Faythe hatte dafür Verständnis. Geld war bei den meisten Leuten in den Vorstädten knapp.

Viele kleine Gewerbe waren im selben Teufelskreis gefangen. Die Arbeit konnte nicht gut genug bezahlt werden, was zum Ergebnis hatte, dass die Waren zu einem viel zu niedrigen Preis verkauft werden mussten, da niemand am Ende der Woche noch genug Geld in der Lohntüte übrig hatte.

»Ich hab ein paar Kartons fertig zur Auslieferung!«, rief Marie Faythe über den Lärm der mittäglichen Kundschaft hinweg zu.

Faythe stemmte sich schwerfällig von der Kiste hoch, auf die sich erst vor wenigen Augenblicken gesetzt hatte. Ihre Muskeln taten ihr weh. Seit zwei Jahren arbeitete sie jetzt für Marie. Aber an die körperliche Anstrengung hatte sie sich immer noch nicht gewöhnt.

»Und mach schnell! Mrs Green hat ihre Teigtaschen gern noch offenwarm«, mahnte Marie, die mit der Kundschaft beschäftigt war und gleichzeitig die Lieferkartons packte.

Mit vier Schachteln bepackt, die sie auszuliefern hatte, eilte Faythe durch die von Menschen wimmelnden Straßen. Sie kannte das Gewirr der Straßen und Gassen in Farrowhold besser als irgendjemand. Um zu beweisen wie gut, war sie eines Abends sogar eine Wette mit ihrem besten Freund Jakon eingegangen, ein Versteckspiel mit verbundenen Augen. Faythe hatte jede Ecke, jede Wegbiegung gemeistert, war wie eine geschmeidige Straßenkatze jedem Hindernis ausgewichen, und weil ihre gesamten Sinne in höchster Anspannung waren, dauerte es nicht lange und sie hatte ihn aufgespürt.

Für solche Spiele betrachtete sie sich inzwischen als zu alt, verbrachte stattdessen ihre freien Abende mit Jakon auf dem von den Händlern geräumten Marktplatz. Dort hatten sie genug Raum, um beim Kampftraining die Mühen des Tages zu vergessen. Echte Schwerter konnten sie sich nicht leisten. Jakon, der auf dem Bauernhof arbeitete, stahl dort Besenstiele, die sie für ihre Wettkämpfe in zwei Hälften zerbrachen. Doch bald waren sie so zer splittert, dass sie wieder neue brauchten. Faythe hatte versucht, so viel Geld zur Seite zu legen, wie sie konnte, um eines Tages ein echtes Schwert zu kaufen. Sie hatte es satt, immer nur das dumpfe Geräusch aufeinanderschlagenden Holzes zu hören, nie das ersehnte Singen einer Schwertklinge. Aber es würde sie fast einen Jahreslohn kosten, so hatte sie errechnet, um auch nur ein Schwert von einfacher Ausführung kaufen zu können.

Sie bahnte sich ihren Weg durch die belebten Straßen, darum bemüht, bei den Kundinnen der Bäckerei, die immer freundlich zu ihr waren, nicht zu viel Zeit zu verlieren. Nach einer Weile war

nur noch eine Lieferung übrig geblieben: die in die Mühle der Familie Green. Faythe beschleunigte leicht ihre Schritte, als sie sich dorthin aufmachte. Die Mühle war seit jeher ein besonderer Ort für sie, hatte doch ihre Mutter vor vielen Jahren für Mrs Green gearbeitet. Nach ihrem Tod fand Faythe stets etwas Tröstliches darin, das alte, halbverfallene Haus zu betreten, in das sie als kleines Kind so oft mitgenommen worden war. Zwischen ihr und ihrer Mutter hatte es jeden Morgen Streit gegeben, weil sie trödelte und nicht mitwollte. Aber dann lernte sie dort Reuben kennen, den Sohn des Müllers. Faythe sehnte sich unendlich danach, einen Spielgefährten zu haben. Der schüchterne und ängstliche Junge mit den gelockten blonden Haaren und den Grübchen in den Wangen war in ihrer Gegenwart wie verwandelt, wurde lebhaft und abenteuerlustig. Bald sträubte Faythe sich nicht mehr dagegen, zur Mühle mitgenommen zu werden. Ja, sie wollte am Abend gar nicht mehr nach Hause.

Einmal in der Woche belieferte sie Mrs Green und freute sich jedes Mal darauf. Mrs Green war seit Jahren Stammkundin am Marktstand von Marie, und Faythe wusste, dass sie nicht nur wegen der köstlichen Teigtaschen ihre wöchentliche Bestellung aufgab. Für Mrs Green, genauso wie für Faythe, war es eine Möglichkeit, das Andenken an ihre Mutter lebendig zu halten. Sie erledigte ihre anderen Lieferungen schneller als gewöhnlich, um paar Minuten freie Zeit für Reuben und Mrs Green übrig zu haben.

Als sie nahe bei der Mühle um die Ecke bog und das große, weiß getünchte Gebäude vor ihr auftauchte, blieb sie mit einem Mal stehen. Aus der kleinen Tür an der Vorderseite trat eine dunkel gekleidete, düster und bedrohlich wirkende Gestalt nach draußen.

Der Mann war in einen Mantel gehüllt und hatte die Kapuze

über den Kopf gezogen – was in der drückenden Sommerhitze seltsam war. Doch deshalb wäre Faythe nicht beinahe über ihre eigenen Füße gestolpert. Der Mann war eine große, kräftige Erscheinung, zu groß und kräftig, um einer der Bewohner aus der Vorstadt sein zu können. Um ein Mensch sein zu können. Seine Ohren konnte sie nicht sehen. Ein Blick darauf, auf ihre wahrscheinlich nach oben spitz zulaufende Form, hätte ihr zweifelsfrei bestätigt, dass es sich um einen Fae handelte. Aber allein seine Statur wies deutlich darauf hin, dass es sich bei ihm um einen Unsterblichen handeln musste.

Als er auf sie zukam, kämpfte sie gegen den übermächtigen Wunsch an, sofort umzukehren und wegzurennen. Sie wollte die Augen abwenden, den Blick auf den Boden richten und ihn nicht weiter beachten, wenn er an ihr vorbeiging. Es führte nur der eine Weg zur Mühle oder von ihr fort, deshalb mussten sie sich begegnen. Doch ihre Augen blieben starr auf den Mann gerichtet, sie konnte nicht anders, musste ihn aufmerksam mustern. Ihr Herz pochte so laut, dass ihr die Ohren davon dröhnten, ein Alarmsignal, dass Gefahr drohte. Sie war damit aufgewachsen, niemals etwas Gutes zu erwarten, sobald ein Fae sich näherte. Alle waren damit aufgewachsen. Die Furcht vor den Fae war ihr von Kindheit an eingeimpft worden.

Der Mann kam weiter auf sie zu und Faythe versuchte nun, einen Blick auf sein Gesicht zu erhaschen, denn sein Schritt und seine Haltung unterschieden sich gänzlich von den Wachpatrouillen, denen sie bisher begegnet war. Das machte sie neugierig, und sie wollte mehr erfahren. Er marschierte nicht geräuschvoll und Furcht einflößend wie die anderen, seine Bewegungen waren fließend und geschmeidig, seine Haltung nicht auftrumpfend; ganz offensichtlich wollte er nicht auffallen.

Die Wachtposten der Fae, die regelmäßig in den Straßen von Farrowhold patrouillierten, würdigte Faythe nach der ersten heimlichen Musterung keines weiteren Blickes mehr. Sie waren alle einer wie der andere, in ihren Gesichtern drückte sich nichts als rohe Gewalt aus. Doch der geheimnisvolle Fremde, dessen Weg sie da kreuzte, war anders. Er war auch ein Fae, aber irgend etwas an ihm weckte ihr Interesse.

Wie von allen anderen hatte sie von ihm erwartet, dass er an ihr vorbeigehen würde, ohne auch nur wahrzunehmen, dass da jemand war. Doch dann, als er nur noch einen Schritt von ihr entfernt war, hob er plötzlich den Kopf und schaute ihr direkt ins Gesicht. Das Smaragdgrün seiner Augen war von einer unvergleichlichen Leuchtkraft, und als er den Kopf zur Seite neigte und seine Augen von Sonnenstrahlen getroffen wurden, leuchtete es in ihnen noch tiefer, noch farbgesättigter auf.

Die Zeit blieb für Faythe einen Augenblick lang stehen oder vielleicht setzte auch ihr Herzschlag kurz aus. Das laute Pochen hörte auf, wurde von einem fernen, leisen Summen abgelöst. In den smaragdgrünen Augen des Mannes glaubte sie denselben verwunderten, fragenden Blick zu lesen. Dann war er mit einem großen Schritt an Faythe vorbei und sie erwachte aus ihrer Trance.

Sie hatte gar nicht gemerkt, dass sie stehen geblieben war. Erst als sie tief einatmete und ihre Umgebung wieder in völliger Klarheit wahrnahm. Danach wagte sie sogar, den Kopf zu wenden. Aber die Straße hinter ihr war leer. Er war verschwunden, wie ein Geist im Wind, so pflegte man bei ihnen zu sagen.

Als sie wieder zur Mühle blickte, setzte bei Faythe schlagartig das Denken ein. Aus welchem Grund konnte ein Fae sich in der Mühle bei den Greens aufgehalten haben? Panik befiehl sie und sie hastete auf ihr Ziel zu.

Faythe hielt sich nicht damit auf, erst anzuklopfen, sondern stürmte gleich hinein. Die alten Dielenbretter im Hausflur der Mühle riefen bei jedem ihrer Schritte laut und verzweifelt nach Reuben und seiner Mutter. Sie selbst brachte vor Angst keinen Ton heraus.

In der großen Küche hielt sie schließlich an. Ihre Erleichterung, die beiden dort lebend anzutreffen, war jedoch nur von kurzer Dauer. Auf Mrs Greens Gesicht spiegelte sich Verzweiflung, ihre Augen waren mit Tränen gefüllt. Reuben kehrte ihr bei ihrem Eintreten den Rücken zu, aber als er sich zu ihr umdrehte, war sein Gesicht gespenstisch fahl.

Das normalerweise übermüttige, kecke Lächeln war einem ernsten, feierlichen Ausdruck gewichen. Faythe spürte, wie ihr Herz ihr mit einem Mal schwer wurde.

Einen quälenden Augenblick lang sagte keiner ein Wort. Dann konnte Faythe es nicht länger ertragen und fragte: »Was ist passiert?« Der Karton mit den Teigtaschen wurde plötzlich schwer wie Blei. Sie stellte ihn auf dem Tisch ab. Trat näher an ihren Freund heran.

Reuben öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch seine Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen. So als würde er noch damit kämpfen, die schlechte Nachricht, die ihnen überbracht worden war, zu begreifen.

»Ich – ich muss sofort von hier weg«, brachte er schließlich hervor, mit fast unhörbarem Flüstern.

Faythe blickte noch besorgter drein. »Was soll das heißen?«, fragte sie. »Reuben, was haben sie mit dir vor?«

Reuben schüttelte den Kopf. »Es tut mir so unendlich leid, Faythe. Ich musste, ich konnte nicht anders. Jedenfalls hab ich das geglaubt. Ich ... Sie haben mich im Wald bedroht, haben gesagt,

sie würden euch alle umbringen, wenn ich nicht mitmachen würde.« Vor lauter Grauen war sein Gesicht leichenblass geworden.

Faythe ballte die Fäuste, um zu verhindern, dass das Zittern ihrer Hände verriet, wie groß ihre Angst war. Sie musste unbedingt erfahren, was ihn soeben so erschüttert hatte.

»Was wollte der Fae hier von dir?«, drang sie weiter in ihn. Bei nahe hätte ihre Stimme ihr nicht gehorcht.

Reuben sah mit schwerem, ernsten Blick an. »Er war ein Nachtwandler«, antwortete er. Faythe riss erschrocken die Augen auf, aber sie beherrschte sich und unterbrach ihn nicht. »Er ... er kam hierher, um mich zu warnen, drängte mich, zu fliehen, bevor der König jemand anders auf mich ansetzt, der nicht so nachsichtig mit mir ist. Ich ... ich habe Informationen für Valgard ausgespäht – vor ein paar Wochen haben sie mich im Finsterwald umzingelt und bedroht. Wollten, dass ich für sie etwas aufstöbere, einen Stein, der bei uns in High Farrow versteckt sein soll. Aber ich ... ich habe ihn nicht gefunden ... ich ... ich hab nicht ...« Reuben verstummte und gestand damit auch ohne Worte ein, auf welch törichtes und lebensbedrohliches Unterfangen er sich da eingelassen hatte.

Sein Bekenntnis rief bei Faythe ein Erstickungsgefühl hervor. Ihr Herzschlag geriet aus seinem regelmäßigen Rhythmus. Von allem, was sie sich als Grund für die brenzlige Situation, in die er geraten war, hatte vorstellen können – darauf wäre sie nie und nimmer gekommen.

Faythe hatte das Königreich High Farrow, das ihre Heimat war, nie verlassen. Aber natürlich wussten alle über den Krieg zwischen Ungardia und Valgard Bescheid. Alle Kinder waren durch Erzählungen und Lieder mit den historischen Ereignissen vertraut. Reuben und sie hatten sogar hier in der Mühle gemeinsam

das erste Mal davon erfahren, von den Gefahren und der ständigen Bedrohung gehört, die immer noch nicht vorbei war.

Das niederträchtige Königreich Valgard, vor der Ostküste des Festlands gelegen, war vor über fünfhundert Jahren in den Krieg gegen Ungardia gezogen. Das Territorium des Festlands war in fünf Königreiche aufgeteilt: High Farrow, Rhyenelle, Olmstone, Dalrune und Fenstead – wobei die beiden Letzteren vor über einem Jahrhundert von Valgard in zwei großen Schlachten erobert wurden. Bei den ersten dreien, die inzwischen ein enges Bündnis bildeten, waren sie mit ihren Versuchen gescheitert. Aber die drohende Gefahr einer weiteren großen Schlacht hielt alle in ständiger Furcht.

Verwirrung und Misstrauen machten sich in Faythe breit. Die smaragdgrünen Augen des Mannes, dem sie vor dem Haus begegnet war, kamen ihr in den Sinn. Es geschah nicht oft, dass die Fae bei einem aus ihrem Geschlecht Gnade walten ließen, und was Reuben begangen hatte, war Hochverrat. Wenn König Orlon Silvergriff, der Herrscher von High Farrow, seine Nachtwandler wegen solcher Verbrechen aussandte, dann wurden die Beschuldigten, wenn man ihrer habhaft wurde, sofort zum Tode verurteilt.

»Was willst du jetzt tun?« Faythe hatte keine Ahnung, wie es mit Reuben weitergehen sollte. Am wenigsten erwartete sie von Reuben selbst eine sinnvolle Antwort.

Obwohl er inzwischen ein erwachsener Mann war, verhielt sich Reuben immer noch wie ein unschuldiges Kind. Er war leicht zu beeinflussen und reagierte auf Drohungen und Druck seit jeher mit Unterwerfung und nicht mit kämpferischer Gegenwehr. So sehr Faythe auch versucht hatte, ihm das Gegenteil beizubringen, indem sie als Kind erbarmungslos mit einem Holz-

schwert auf ihn losgestürmt war – Spaß gemacht hatte es immer nur ihr, für Reuben war und blieb es eine Qual.

»Ich ... ich weiß nicht. Ich habe Angst, Faythe.«

Als sie ihn so kleinlaut und resigniert hörte, erwachte in Faythe eine altvertraute Regung: das Bedürfnis ihm zu helfen, koste es, was es wolle. In ihrem Kopf ratterte es. Sie ging alle Möglichkeiten durch, wie das Leben ihres Freundes gerettet werden konnte. Zu fliehen würde nicht einfach werden – High Farrow war nicht das einzige Königreich, in dessen Diensten die Nachtwandler standen. Wegen Landesverrats könnte er in jedem Königreich auf dem Festland hingerichtet werden.

Dann erklang ein Name hell inmitten der Trübnis: Lakelaria.

Es war das einzige mächtige Königreich, auf dessen Territorium jahrhundertelang keine Schlachten ausgetragen worden waren. Lakelaria erstreckte sich über eine große Insel im Westen, war vor Angreifern durch die tückische Schwarze See geschützt und wurde von einer Königin regiert, von der man sich erzählte, sie sei die älteste aller Herrscherinnen und Herrscher in den sieben Königreichen von Ungardia – und die mächtigste. Von den Bewohnern und über die Ländereien Lakelarias war nicht viel bekannt. Schon lange vor Beginn der kriegerischen Konflikte vor fünfhundert Jahren hatte die Insel sich abgeschottet. Nur einige wenige Handelsschiffe durften in den Häfen anlegen.

Es würde ein schwieriges, ja schier unmögliches Unterfangen werden, Reuben unbeschadet übers Meer und nach Lakelaria zu bringen. Aber es war wahrscheinlich seine einzige Rettung. Dort drohte keine Gefahr durch Valgard und es gab keinen Grund, nach möglichen Verrätern zu suchen. Soweit alle wussten, verließ nie irgendjemand die Insel und keiner gelangte auf sie.

Ein tiefer Schluchzer von Mrs Green ließ Faythe aus ihren

Gedanken hochfahren. Bei ihrer Sorge um Reuben hatte sie ganz vergessen, dass seine Mutter ja auch in der Küche war. In ihrem sonst so heiteren, fröhlichen Gesicht lag eine Hoffnungslosigkeit und Trauer, die Faythe jetzt auch selbst empfand.

»Könnte sein, dass ich eine Idee habe«, sagte sie. Dann wandte sie sich wieder zu Reuben. »Pack so viel ein, wie du tragen kannst. Jede Minute Schlaf bringt dich jetzt in Gefahr. Du musst heute Nacht noch aufbrechen. Je weniger Sie wissen, Mrs Green, desto besser.«

Reubens Mutter entfuhr erneut ein tiefer Schluchzer und Faythe hatte ebenfalls mit Tränen zu kämpfen, wenn sie daran dachte, dass ihr Freund sie verlassen würde, zur Flucht gezwungen, um sein Leben zu retten.

Mrs Green kam auf sie zu und sie ließ sich von ihr bereitwillig umarmen. Ihre kleine, runde Gestalt reichte Faythe bis zum Kinn. Einen Moment lang schloss sie die Augen. Sie spürte, wie der Kummer und Schmerz von Reubens Mutter in sie überströmte.

Als sie sich voneinander lösten, lächelte Faythe die Müllerin traurig an. Dann fiel ihr Blick auf die alte Kaminuhr und sie fluchte innerlich.

»Ich muss los«, sagte sie und wandte sich danach ein letztes Mal an Reuben. »Wir treffen uns am Westlandwald, neun Uhr.«

Reuben nickte. »Danke, Faythe.«

Sie nickte ihm kurz zu, dann machte sie hastig kehrt und stürmte aus der Mühle, bevor sie die Last der Trauer erdrückte. Vor der Tür atmete sie ein paar Mal tief ein, um den Ansturm an Gefühlen, der sie beinahe überwältigte, zu bändigen. Danach rannte sie los, zurück zum Marktplatz.



Der Rest des Tages, nach der denkwürdigen Begegnung mit dem Fae vor der Mühle der Greens, ging schnell vorbei. In Faythe Kopf ratterte es von Einfällen, wie sie Reuben dabei helfen konnte, die Schwarze See zu überqueren. Nur so konnte er gerettet werden.

Wie nicht anders erwartet, hielt Marie ihr am Marktstand einen Vortrag von wegen Zeit sei Geld und ließ sie nach ihrer Rückkehr keinen Moment Pause machen. Aber Faythe war ihr an diesem Tag für jede Ablenkung dankbar. Bald – viel zu früh, wie ihr schien – begann die Abendsonne an den Häusergiebeln vorbei hinter dem Horizont zu verschwinden und Faythe hastete nach Hause. Oder besser, sie hastete an den Ort, den sie gelernt hatte, als ihr Zuhause zu betrachten: eine sehr kleine Hütte mit einer Wohnküche, einer winzigen Schlafkammer und einer durch einen Vorhang abgetrennten Ecke zum Waschen, die sie sich mit Jakon teilte. Es war ein windschiefer, erbärmliches Häuschen, aus groben Balken gezimmert und die Zwischenräume mit Lehm verstopft. Durch die Risse pfiff in den stürmischen Nächten der Wind. Dennoch strahlte dieses bescheidene Heim für sie Wärme und Geborgenheit aus, ein merkwürdiges Gefühl.

Als sie hineinstürmte, war ihr Freund bereits da und saß auf der Bank am grob gezimmerten Esstisch, neben dem Küchenschrank die einzigen Möbelstücke in ihrer Wohnküche. Alles, was sich in der Hütte befand, war schlicht, um nicht zu sagen schäbig. Es gab keine Farbe, nur Brauntöne in allen Schattierungen. Weder Faythe noch Jakon legten viel Wert auf die Einrichtung ihres Heims, verbrachten sie doch so viel Zeit wie möglich im Freien.

»Wow! Hat Marie dich wieder den ganzen Tag herumrennen lassen?« Jakon blickte von dem Schriftstück hoch, das er gerade aufmerksam las, und grinste.

Faythe warf ihm einen genervten Blick zu, und sofort wurde er ernst.

»Was ist passiert?« Das musste sie ihm lassen: Er spürte immer sofort, wenn bei ihr etwas nicht in Ordnung war.

Jakon war drei Jahre älter als sie und ihr bester und engster Freund. Als ihre Mutter vor zehn Jahren gestorben war, hatte er sie vor einem Leben auf der Straße gerettet. Da war sie neun. Und eine Waise. Wer ihr Vater war, hatte sie nie erfahren. Jakon hatte seine beiden Eltern durch Krankheit im selben Alter verloren, weshalb es Faythe oft so vorkam, als wären sie wie zwei Seiten derselben Münze, beide traurige Waisenkinder.

»Nichts weiter. Ich schaff das schon allein.« Sie wusste, dass ihr Freund sie damit nicht durchkommen lassen würde. Aber sie versuchte es trotzdem. Wollte nicht, dass auch noch er Kopf und Kragen riskierte.

»Muss ich dir wieder alles aus der Nase ziehen?« Sein Mund presste sich zu einer dünnen Linie zusammen. Faythe kannte diesen kalten, kalkulierenden Blick, war mit Jakon in den vielen Jahren immer wieder aneinandergeraten, weil er sich – wie sie fand – auf unnötige und stark übertriebene Weise als ihr großer Beschützer aufspielte.

»Vertrau mir dieses eine Mal. Je weniger Leute davon wissen, desto besser.«

Er schaute sie beunruhigt an, hatte sofort begriffen, was sie damit meinte. »Wenn du wegen einem dieser Bastarde in Schwierigkeiten bist, dann sagst du es mir besser gleich«, erwiderte er.

Bei Jakon half kein Herumreden. Sie waren beide Sturköpfe. Gemeinsam waren sie stark, da konnte es keiner so schnell mit ihnen aufnehmen. Aber wenn sie aneinandergerieten, tobte schnell ein zerstörerischer Orkan.

»Kannst du dein männliches Ego nicht einfach mal vergessen? Und mir stattdessen zutrauen, dass ich mich erfolgreich darum kümmre?« Faythe hatte die Nase voll. Sie schob sich an ihm vorbei und griff nach ihrem dunkelgrünen Wollumhang. Auch in den Sommernächten konnte es kalt werden. Aber sie schlang den Umhang nicht so sehr wegen der Wärme um ihren Körper, als um sich geborgen zu fühlen.

Zuvor hatte sie am Marktstand, ohne dass Marie es merkte, eine Extraration Brot und gefüllte Teigtaschen eingesteckt. Den Beutel wollte sie Reuben übergeben, als Proviant für seine Reise.

Jakon ging auf ihre Bemerkung nicht ein. »Gut. Dann folge ich dir einfach, bis ich es selber herausgefunden habe.« Er nahm seinen eigenen abgetragenen schwarzen Umhang vom Haken.

Sie funkelte ihn an. »Du bist unausstehlich.« Als sie merkte, dass er nicht klein beigegeben würde, schleuderte sie verzweifelt die Arme in die Luft. »Wenn du weißt, worum es geht, sind wir alle beide in Gefahr, nicht nur ich allein!« Aber wenn ihr etwas zustieß, das wusste sie, würde Jakon ohne zu zögern ihr Schicksal teilen. »Es geht noch nicht mal um mich. Reuben steckt ganz tief in der Scheiße.«

In den fünf Minuten, die Faythe brauchte, um ihm von der Begegnung in der Mühle zu erzählen, wechselte Jakons Gesichtsausdruck von Erleichterung zu Schock und schließlich zu Angst. »Und wie willst du ihm jetzt helfen, Faythe? Mein Gott, warum mischst du dich da ein?« Jakon begann, unruhig in der Hütte auf und ab zu gehen, was sie jedes Mal rasend machte.

»Er ist unser Freund! Was sollte ich denn deiner Meinung nach tun? Ihn gefangen nehmen lassen?«, rief sie.

»Wenn ich den Jungen sehe, kann er sich auf was gefasst machen. Er hat dich da mit reingezogen.« Jakon tobte vor Wut.

»Was hätte er denn tun sollen?«, erwiderte Faythe. »Wenn einer von uns beiden so bedroht worden wäre, hätten wir uns doch auch einander anvertraut.«

Jakons Gesichtszüge wurden etwas weicher, er gab einen tiefen, langen Seufzer von sich und warf den Umhang über. »Ich hätte uns beide unverzüglich in Sicherheit gebracht, bevor ich unsere Leben so aufs Spiel gesetzt hätte. Er ist jetzt in keinem Königreich mehr sicher.«

»Ich habe einen Plan.«

Jakon zog fragend eine Augenbraue hoch, wartete darauf, dass sie fortfuhr. Faythe trat nervös von einem Fuß auf den anderen.

»Lakelaria.«

Er gab einen sarkastischen Lacher von sich. »Aha. Und dein wirklicher Plan?«

»Das ist mein wirklicher Plan, du Idiot. Wie du ja selbst gesagt hast, kein anderes Königreich ist für ihn sicher. Es ist neutraler Boden.«

»Wenn sie ihn dort reinlassen!«

»Ich hab nicht behauptet, dass es ein todsicherer Plan ist.«

Jakon fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Am Hafen wird ein Schiff beladen, dass heute Nacht dorthin ablegt«, meinte er unwillig und bot eine Lösung für den ersten Schritt ihres Plans an: Reuben übers Meer zu verschiffen.

Faythe war plötzlich hellwach. »Weißt du das sicher?«

Er nickte. »Hab ich heute Morgen auf dem Weg zur Arbeit gesehen.«

Faythe strahlte. »Lass uns gleich los.«

»Du brauchst nicht mitzukommen, Faythe. Ich werde Reuben aufs Schiff bringen. Ich weiß besser als du über die genauen Zeiten der Wachpatrouillen Bescheid.«

Als Antwort warf ihm Faythe nur einen genervten Blick zu und wandte sich zur Tür. Mit der rechten Hand fingerte sie in ihrer Hosentasche nach einer alten Uhr mit Metallgehäuse – eines der wenigen Erbstücke von ihrer Mutter. Es war beinahe halb acht. Dunkle Nacht hatte sich über die Vorstadt gelegt.

Jakon seufzte. »Hatte ich nicht anders erwartet.«



ZWEITES KAPITEL

Faythe und Jakon kauerten im Dunkeln hinter einem Stapel verrotteter alter Holzpaletten. Ihre Kapuzen hatten sie tief heruntergezogen, sodass ihre Gesichter verdeckt waren. Keiner von beiden sagte ein Wort, während sie darauf warteten, dass die Nachtpatrouille der Fae an ihnen vorbeizog.

Obwohl es ihnen erlaubt war, sich auch nachts im Freien aufzuhalten, wollten sie nicht das Risiko eingehen, für ein Verhör aufgehalten zu werden. Oder riskieren, dass ihnen jemand folgte.

Jede Minute konnten jetzt die Wachen auftauchen und zur Straßenecke weitermarschieren, an der die Schenke stand – falls die Taschenuhr von Faythe noch die richtige Zeit anzeigte. Im Laufe der Jahre hatte sie immer wieder den Minutenzeiger mit der Hand nachstellen müssen. Aus irgendeinem Grund blieb er nämlich manchmal hängen.

Auf die Minute genau, wie erwartet, hörte sie den harten Tritt von Stiefeln und dazu schwache Stimmen, gefolgt von dem Erscheinen vierer großer, dunkler Gestalten. Entlang der Gebäude waren in Abständen Fackeln aufgesteckt und warfen von den mächtigen Körpern noch mächtigere, Furcht einflößende Schatten.

Die Soldaten trugen Uniformen in Dunkelblau und Schwarz. Ihre Mäntel schmückte an einer Schulter das Wappentier von High Farrow, ein Greif mit ausgebreiteten Schwingen.

Königliche Wachen.

Selbst vom anderen Ende der Straße aus gesehen waren die Größe und das selbstsichere Auftreten der Soldaten etwas, das in Faythe Bewunderung erweckte. Sie verfluchte sich innerlich jedes Mal dafür, erst recht jetzt, wo sie sicher war, dass Jakon ihr Interesse bemerkt hatte und sie mit einem Seitenblick streifte.

Für einen Menschen war Jakon durchaus gut aussehend. Groß und gut gebaut, mit haselnussbraunen Augen und braunen Haaren, die immer zerzaust wirkten. Frauen scheuteten sich nicht, offen mit ihm zu flirten. Trotzdem war er im Vergleich mit den Fae immer noch schmerhaft menschlich. Beide waren sie schmerhaft menschlich. Das einzige hervorstechende Merkmal an ihr waren ihre Augen – die Augen ihrer Mutter von leuchtendem Gold. Alles Übrige an ihr war vollkommen normal. Sie hatte kastanienbraunes Haar und war ein wenig zu dünn, was sie den Zeiten verdankte, in denen sie sich nicht richtig ernähren konnte. Damals bekam sie eine ganze Weile nur dünne Brühe und alt-backenes Brot in den Magen.

Die Patrouille hielt vor der Schenke an. Sie unterhielten sich ruhig miteinander, dann nickte ein niederträchtig aussehender Fae mit einer Narbe auf der linken Gesichtshälfte in die Runde und verschaffte sich gewaltsam Zutritt. Faythe zuckte zusammen, als die hölzerne Tür beim Aufprall seiner Faust zersplitterte, war verwundert, dass die Bretter weiterhin in den Angeln hingen. Die Fae erweckten nicht den Eindruck, für ein Bier und eine betrunkene Unterhaltung mit Freunden in die Kneipe zu wollen. Nein – sie hatten wohl mit jemand, der sich dort aufhielt, dringend etwas zu regeln, wahrscheinlich auf Anordnung des Königs.

»Wir müssen weiter«, flüsterte Jakon neben ihr.

Aber Faythe war wie angewurzelt, ihre Neugierde überwog

alles andere. Es geschah nicht oft, dass sie die königliche Wache bei einem Einsatz in der Vorstadt beobachten konnte. Normalerweise war bei ihnen alles friedlich und langweilig.

Jakon zerrte an ihrem Ellenbogen. »Jetzt, Faythe«, flüsterte er eindringlich.

Sie huschte ihm auf Zehenspitzen hinterher, schnell, aber lautlos, hielt sich dicht neben den Gebäuden, um in ihren Schatten unbemerkt zu bleiben. Als sie gerade um die Ecke biegen wollte, hörte sie in der Schenke hinter sich lautes Getöse und blickte noch einmal zurück.

Nur mit Mühe konnte sie einen Aufschrei unterdrücken, denn von den Wachen wurde ein junger Mann herausgezerrt, den sie kannte. Es handelte sich um Samuel, den Sohn des Kneipenwirts. Faythe und er waren nicht miteinander befreundet. Er war ein Fiesling. Viel zu sehr von sich selbst überzeugt. Trotzdem wünschte sie ihm dieses Schicksal nicht. In die Hände der Fae zu geraten wünschte sie keinem.

Samuel schlug um sich und brüllte, aber aus der Ferne konnte sie kein Wort verstehen. Der Fae mit dem Narbengesicht trat ihm mit aller Wucht in die Kniekehlen und Samuel ging vornüber zu Boden, die Arme von sich gestreckt, Hände flach in den Staub gepresst.

»Wir müssen weiter«, drängte Jakon sie erneut und wollte wieder nach ihrem Ellenbogen fassen.

Sie zog ihren Arm weg. »Wir müssen ihm helfen«, sagte sie und es klang laut ausgesprochen genauso aberwitzig wie als reiner Gedanke in ihrem Kopf. Aber sie konnte es einfach nicht ertragen, jemand in seiner Hilflosigkeit nicht beizustehen – selbst wenn dieser Jemand Samuel war.

»Bist du noch ganz bei Trost? Wir können nichts, aber auch rein

gar nichts für ihn tun«, fuhr Jakon sie an. »Wir würden nur selber am Galgen enden, das wäre das Einzige, was dabei rauskommt.«

Mit aller Kraft, die sie zur Verfügung hatte, verschloss Faythe Augen und Ohren vor der Szene, stellte sich taub gegen Samuels verzweifelte Schreie. Jakon hatte recht: Wenn sie sich einmischten, würden sie auch auf der Stelle abgeführt werden.

Als sie den Kopf abwandte und weitergehen wollte, brach sie unter dem Gewicht der Angst, die sie auf einmal verspürte, fast zusammen. Sie war wie gelähmt und zugleich von Grauen gepackt, immer wieder war es ein Schock. Denn sie wusste, dass diese Angst nicht ihre eigene war. Von Kindheit an hatte sie ein unheimliches Gespür für die Gefühle anderer Menschen. Eine Art Fluch, mit dem sie zu leben gelernt hatte.

So schnell, wie die Angst in ihr aufgetaucht war, so schnell war sie auch wieder verschwunden. Ein scharfer, kalter Schmerz durchschoss ihren Körper und sie drehte sich um, schlich erneut wie ein nächtlicher Ganove durch die finsternen Gassen.

Das Zittern von diesem Schrecken hatte in ihr noch nicht nachgelassen, als sie schließlich den Saum des Westlandwalds erreichten. Jakon ging furchtlos weiter, führte sie beide in die Finsternis des Waldes hinein, in dem die schweren Äste der Tannen wie Gespensterschatten schwankten. Ein undurchdringliches Schwarz erstreckte sich vor ihnen.

Faythe hatte sich im Wald noch nie wohlgefühlt. Sie traute ihm nicht. Zwar erstreckte er sich weit über die Hügel, bis hin zum Horizont. Doch bot er nur die Illusion von Sicherheit und Freiheit, denn es gab in ihm viel zu viele Verstecke, in denen ein möglicher Angreifer ihnen auflauern konnte. Jakon und sie kamen nur selten hierher, manchmal versuchten sie sich in der Jagd, mehr aus Langeweile als in der Hoffnung, Wild zu erlegen. Nicht

nur fehlte es ihnen an Geschick und Erfahrung, Wildtiere waren in den Wäldern selten geworden.

An der verabredeten Stelle hielten sie an. Von Reuben keine Spur. Die Beklommenheit wuchs in Faythe von Minute zu Minute, während sie dem leisen Ticken ihrer Taschenuhr lauschte. Jakon ging unruhig immer dieselben Schritte hin und her, seine Geduld war fast aufgebraucht. Als hinter ihnen ein Rascheln zu hören war, zog er sofort seinen Dolch und stellte sich schützend vor Faythe.

Einen Herzschlag später tauchte Reuben zwischen den Bäumen auf. Wie Faythe ihn, bei aller Liebe, für seine Trödelei hasste! Jakon seufzte erleichtert auf und steckte den Dolch weg.

»Du kommst spät«, war alles, was er zu Reuben sagte, als der außer Atem vor ihnen stand.

Reuben schob den kleinen Rucksack zurecht. »Tut mir leid. Meine Mutter wollte mich nicht aus dem Haus lassen, ohne mindestens drei Mal nachgesehen zu haben, was ich gepackt habe. Und mir viele, viele Abschiedsküsse zu geben.«

Faythe brach es fast das Herz, als er das sagte. Reubens Miene war dabei so ernst und traurig, als hätte er jede Hoffnung darauf, in die Freiheit entfliehen zu können, bereits aufgegeben.

»Was machst du überhaupt hier?«, fragte er Jakon.

»Du hast Faythe in deinen Mist reingezogen«, fuhr Jakon Reuben an. »Ich kann nicht zulassen, dass sie ganz allein Kopf und Kragen für dich riskiert.«

Wenn er die Wahl gehabt hätte, das wusste Faythe, dann hätte Jakon sich einen Pfifferling um Reubens Unglück gekümmert. Aber er wollte nicht, dass Faythe sich noch mehr in Gefahr brachte, als sie es ohnehin schon getan hatte.

»Wir haben jetzt keine Zeit für irgendwelches Hickhack«, sagte

sie, um ihnen beiden das Wort abzuschneiden. »Am Hafen findet gleich die Wachablösung statt.«

Sie hatten noch reichlich Zeit. Aber Faythe konnte es nicht ertragen, Reuben in die Augen zu schauen – nicht wenn sie dabei die Wogen von Furcht und Verzweiflung spürte, die in ihm hochschlugen. Sie fingerte in der Hosentasche an ihrer Uhr herum und fuhr mit den Fingerspitzen über das eingravierte Zeichen auf der Rückseite des Gehäuses, als würde sie in diesem Moment nichts stärker interessieren.

»Und jetzt? Wohin soll's gehen?« Reubens Stimme brachte sie in die Gegenwart und den finsternen Wald zurück.

Sie schaute ihn an. »Lakelaria«, sagte sie, woraufhin sich Reubens Augen weiteten. »Ein Schiff mit Handelswaren legt heute Nacht dorthin ab.«

Reuben war leichenblass geworden. »Das ist Selbstmord!« Er wandte sich an Jakon. »Bitte sag mir, dass das nicht euer Ernst ist! Hab ihr keinen anderen Plan?«

Jakon schüttelte stumm den Kopf und Reuben wirkte daraufhin, als könne er jeden Augenblick in Ohnmacht fallen. »Was Besseres kann dir nicht passieren«, sagte Jakon. Sein sanfter, freundlicher Tonfall überraschte Faythe.

»Ich ... ich kann nicht ... Nie werde ich ...«

Sobald sie merkte, dass kein noch so sanftes Zureden ihn zur Vernunft bringen würde, schlug sie einen strengeren Ton an. »Entweder – oder. Du kannst hierbleiben und dann schnappen sie dich. Oder du riskierst es und versuchst, mit deiner großen Klappe was Sinnvolles zu erreichen und nach Lakelaria reingelassen zu werden.« Als er sich auch danach noch weigerte, schüttelte sie unwillig den Kopf und schob sich an ihm vorbei, bereit, ihn seinem Schicksal zu überlassen.

Nach nur wenigen Schritten hörte sie ihn rufen. »Warte!« Er klang resigniert. »Na gut. Ich mach's, wenn ihr glaubt, dass es der einzige Ausweg ist.«

Faythe richtete sich auf. Plötzlich überkam sie Angst, schließlich entschied ihr Geistesblitz zu seiner Rettung bei ihm über Leben und Tod. Doch sie ließ sich ihre Beklemmung nicht anmerken.

»Dann sollten wir jetzt besser los.«

Im Schutz der Bäume marschierten sie am Waldsaum entlang, bis sie an die Küste gelangten. Vor ihnen erstreckte sich der Hafen von High Farrow. An einem Kai lag ein großes Frachtschiff. Männer beluden es hastig mit Paletten voller Waren.

Sie hatten nicht mehr viel Zeit.

»Was jetzt?«, flüsterte Faythe.

Ein listiges Lächeln umspielte Jakons Lippen, als er entdeckte, wonach er suchte. »Folgt mir«, war alles, was er sagte. Dann wagte er sich aus der Deckung.

Faythe und Reuben folgten ihm, duckten sich immer wieder hinter Sträuchern oder Palettenstapeln, je nachdem, was gerade an ihrem Weg lag. Zwei männliche Fae standen am Kai und hielten Wache, während die Menschenmänner die schwere körperliche Arbeit ausführten. Und das obwohl die Fae viel größer und stärker waren.

Typisch, dachte Faythe.

Jakon, der neben ihnen hinter einem Haufen aus Kisten und Fässern kauerte, gab auf einmal einen durchdringenden Laut von sich, halb Pfiff, halb Schrei. Faythe blickte ihn erschrocken an, dann erst erkannte sie den überzeugend nachgeahmten Vogelruf, den sie als Erkennungsmerkmal benutzten, wenn sie sich heimlich mit anderen trafen.

Sie spähte über das große Fass, hinter dem sie sich geduckt hatte – wie so vieles andere sollte es noch verladen werden –, und bemerkte, wie eine vertraute schmale Gestalt mit Schulterlangem, drahtigem rotem Haar in ihre Richtung blickte. Ferris Archer. Was er an Muskeln und Körpergröße vermissen ließ, machte er mit Verstand und Gerissenheit wett. Sie waren seit Jahren eng befreundet, auch wenn er draufgängerisch und jähzornig war und unter seinem schlechten Einfluss normalerweise nichts Gutes herauskam.

Zuerst tat er so, als würde er sie an einen Wachmann der Fae verraten wollen, dann sprang er auf das Fass, hinter dem Faythe kauerte, und gab einen übertrieben lauten Seufzer von sich. Er wandte den Kopf, sah zu ihr hinunter und zwinkerte ihr zu.

»Ich hoffe, du hast dafür einen guten Grund, Kilnight«, murmelte Ferris, der Jakon wie immer bei seinem Nachnamen nannte. Er trank einen großen Schluck aus einem Wasserschlauch, den er vom Boden aufgehoben hatte.

Jakon gab sich nicht lange mit Erklärungen ab. »Wir brauchen deine Hilfe, um Reuben auf das Schiff nach Lakelaria zu bringen«, sagte er nur.

Ferris verschluckte sich an dem Wasser und brauchte etwas, bis er sich wieder gefangen hatte. »Ich hab wohl nicht recht gehört ...«

»Es geht um Leben und Tod«, unterbrach ihn Faythe. Sie hatten an diesem Abend nicht viel Zeit.

Ferris hockte einen Moment wie erstarrt da, dann blickte er hastig zu Reuben hinunter, musterte ihn und meinte wegwerfend: »Ich will gar nicht wissen, was du angestellt hast. Aber ich hab da schon so eine Ahnung, du verdammter kleiner Wichser.«

Reuben zuckte zusammen.

»Bitte, Ferris«, flehte Faythe ihn an.

Er sagte nichts und sie machte sich schon darauf gefasst, dass er ihr die Bitte abschlagen würde. Dann richtete er sich auf und verschloss umständlich den Wasserschlauch. Er dehnte und streckte sich theatralisch.

»Alle *die* hier werden verladen.« Unauffällig deutete er auf die Warenstapel und Behälter um sie herum. »Das vorletzte Fass links ist nur zur Hälfte mit Getreide gefüllt. Da dürfst du reinpassen. Aber das kannst du mir glauben, ich werde dafür sorgen, dass ich keiner der Jungs bin, die deinen schweren Arsch da hochschleppen.«

Einer der beiden Wächter brüllte Ferris zu, dass er sich wieder an die Arbeit machen solle.

»Wie du es da reinschaffst, ist nicht mein Problem. In der nächsten Viertelstunde schleppen wir die Fässer rauf. Sorg dafür, dass keiner dich sieht, wenn dir dein Leben etwas wert ist – sie sind alle geschmiert und werden dich sofort verraten.« Ferris dehnte und reckte sich ein letztes Mal, drehte sich dabei zu ihnen um und zwinkerte Faythe zu. Er liebte es, zu flirten. Manchmal spielte sie amüsiert mit, aber sie hatte sich zu dem rothaarigen Kobold nie hingezogen gefühlt.

Sie lächelte Ferris als Dankeschön für seine Hilfe an. Er griff nach einer kleinen Holzkiste und ging zurück zum Kai.

Faythe reckte kurz den Kopf aus ihrem Versteck, um die Lage zu sondieren. Zwei Wachleute von den Fae und sechs Männer, die das Schiff beluden. Die Fae lungerten am Kai und hatten ein Kartenspiel hervorgeholt. Das Geschehen um sie herum beachteten sie nicht weiter. Mussten sie auch nicht, vermutete Faythe. Irgend-eine falsche Bewegung und sie hätten ihre Schwerter gezogen, bevor einer der Sterblichen auch nur mit der Wimper gezuckt hatte.

Zwei der Männer waren auf dem Schiff und kümmerten sich ums Verzurren der Ladung. Die anderen vier schleppten die Fracht hoch. Sie blickte nach links. Für die restlichen sechs Fässer würden mindestens zwei oder drei Mann als Träger benötigt werden.

Jakon schien genau derselbe Gedanke gekommen zu sein. Sie nickten sich zu. Es erstaunte Faythe immer wieder, welche Harmonie zwischen ihnen herrschen konnte.

»Die Zeitspanne wird sehr kurz sein. Wir müssen schnell und lautlos handeln«, flüsterte Jakon. »Hier, nimm.« Er steckte ihr seinen Dolch zu. »Wir müssen dafür sorgen, dass die Fae nichts mitkriegen. Wir sind viel zu nah dran für ihre scharfen Ohren.«

Faythe gefiel nicht, was er vorhatte.

Auf ihren empörten Blick reagierte er mit einem überheblichen Lächeln und sagte: »Mach dir mal keine Sorgen, Faythe.« Spielerisch verstrubbelte er ihr die Haare und sie musste sich stark zusammennehmen, um seine Hand nicht wegzuschlagen und auf ihn einzuboxen. »Gleich kommen sie für die nächsten Fässer zurück. Halte dich bereit.«

Sie hatte keine Zeit mehr, etwas gegen seine völlig idiotische und tollkühne Idee einzuwenden, denn er löste sich bereits aus dem Versteck und lief auf den Kai zu. Am liebsten hätte sie den Dolch nach ihm geworfen, aber die Wachen der Fae blickten bereits alarmiert zu ihnen herüber und sie ging wieder in Deckung.

Sie beobachtete, wie Jakon auf die beiden Wachen zusteuerte und ein paar verzweifelte Gesten zu dem Weg hin machte, der in die Stadt führte. Hören konnte sie von dem Wortwechsel zwischen ihm und den Fae nichts. Einer der Wachmänner rief den Hafenarbeitern etwas zu, der andere packte Jakon grob am Arm.

Jede Faser in Faythe' Körper war angespannt, falls mit seinem Plan etwas schiefging, konnte sie jederzeit aus ihrem Versteck

hervorspringen und eingreifen. Sie spürte, wie Reuben seine Hand auf ihre Schulter legte, so als ahnte er, was sie vorhatte. Bei- nahe hätte sie ihm die Finger abgebissen. Da sah sie, dass die Wachen in ihre Richtung gingen, Jakon mit sich zerrend. Als sie wenige Schritte von ihrem Versteck vorbeimarschierten, drehte er den Kopf und schaute sie an, ein unmerkliches Lächeln um die Mundwinkel. *Läuft alles wie geschmiert.*

Die Anspannung in Faythe' Schultern lockerte sich gerade, als die vier Menschenmänner – Ferris eingeschlossen – vom Schiff zurückkehrten, um weitere Fässer fortzuschleppen.

»Jetzt gleich«, flüsterte Faythe, als sie sich näherten. Als sie zu Reuben blickte, brach es ihr fast das Herz. Panische Angst stand in seinem Gesicht. »Denk immer dran, Reuben. Du hast einen nicht wiedergutzumachenden Fehler begangen, aber jetzt musst du nach vorn schauen. Du musst leben.« Sie umarmte ihn ganz fest und er gab einen stummen Schluchzer von sich.

»Tut mir leid, Faythe, und danke für alles, was du für mich getan hast – was ihr beide für mich riskiert. Ohne euch wäre ich ein toter Mann. Kümmere dich um meine Mutter, versprichst du mir das?«, flüsterte er hastig. Die Hafenarbeiter waren schon beinahe in Hörweite.

»Mach ich«, versprach sie ihm. »Ich hoffe von ganzem Herzen, dass du es schaffst, Reuben. Du wirst mir fehlen.«

Sie lösten sich aus ihrer Umarmung und Faythe strich ihm eine Träne aus dem Gesicht. Dann duckten sie sich, warteten reglos. Die vier Männer kehrten zurück, kippten das hinterste Fass in der Reihe leicht zur Seite, hievten es, je zwei an jeder Seite, hoch und schlurften mit ihrer Last davon.

Faythe verlor keine Zeit, sprang sofort hoch und fuhr mit dem Dolch zwischen Deckel und Seitenwand des Behälters, den Ferris

ihr gezeigt hatte. Er hatte recht. Als der Deckel mit einem schwachen Plopp aufsprang und sie den Kopf in das Fass hineinsteckte, war es kaum halb voll.

Reuben kletterte auf das Fass daneben, zögerte eine Sekunde und ließ sich dann in die Öffnung hinab. Er richtete sich im Innern ein, bis er zwischen den Säcken mit Weizen fast begraben war.

»Wird keine gemütliche Reise werden, aber dauert nur zwei Tage, sagt man.« Faythe reichte ihm seinen Rucksack und die Lebensmittel, die sie für ihn eingepackt hatte. Sie überzeugte sich davon, dass er es sich so bequem wie möglich gemacht hatte und die Ritzen zwischen den Holzdauben des alten Fasses für ihn genug Luft hereinließen. Als sie bereits nach dem Deckel griff, zögerte sie eine Sekunde.

Er lächelte ihr zu. »Wird schon alles gut gehen«, sagte er. Aber Faythe hörte den Zweifel in seiner Stimme und spürte seine übermächtige Angst und Panik.

Für Gefühle war jetzt keine Zeit. »Auf Wiedersehen, Reuben.«

Er flüsterte ein »Danke« und nickte ihr noch einmal zu. Dann schob sie schnell den Deckel auf das Fass, bevor er die Tränen in ihren Augen aufsteigen sehen konnte.

Nachdem sie überprüft hatte, dass der Deckel auch fest saß, strich sie mit der Hand kurz über das Holz. Zog sie blitzschnell zurück. Ein Blick zum Schiff bestätigte ihr, dass die Männer dort noch beschäftigt waren. Die Luft war rein. Hastig huschte sie davon.

Am Waldrand hielt sie inne, drehte sich um und beobachtete, wie die Männer die übrigen Fässer aufs Schiff trugen. Als Reubens Fass an der Reihe war, verzog sich ihr Gesicht voller Trauer. Wenn sie an ihn dachte, wie er unter Säcken begraben dort drinnen lag, verängstigt und allein ...

Ferris tat wie angekündigt und ließ die anderen Männer diese besondere Fracht zu dritt schleppen. Er selbst machte sich an dem letzten Fass zu schaffen, das ebenfalls halb leer sein musste, denn er hob es locker allein hoch.

Die Patrouille der Fae kehrte zurück und wirkte noch griesgrämiger als vorher. Jakon war nirgendwo zu sehen. Faythe sank das Herz in die Hose. Sie musste los und Jakon unbedingt finden. Als das letzte Fass verladen war, gaben die Fae den Männern ein Zeichen, dass sie nun Feierabend hatten. Einer von ihnen machte sich daran, die Taue des Schiffs zu lösen.

Faythe warf einen letzten Blick zum Schiff und murmelte ein Stoßgebet, mit dem sie die Geister um eine gute Reise für Reuben bat. Es kümmerte sie nicht, dass ihre Worte vom auffrischenden Wind verschluckt wurden und dass ihr kein Trost zuteilwurde.

Sie drehte sich um und verschwand in der Dunkelheit des Waldes.



DRITTES KAPITEL

Faythe presste den Rücken gegen das kalte Gemäuer in einer Nebenstraße der Vorstadt. Vorsichtig spähte sie um die Ecke, ob die Patrouille der Fae schon vorbeikam. Sie hatte keine Ahnung, wo Jakon war, und konnte nur beten, dass die Fae ihn nicht in ein Verlies gesteckt hatten, als Strafe für sein ungehörliches Verhalten, mit dem er sie von Reuben und ihr abgelenkt hatte.

Gerade wollte sie aus dem Schatten der Mauer heraus und über die still und ruhig daliegende Gasse huschen, als sie über sich einen vertrauten Vogelschrei hörte.

Ihr Blick fuhr nach oben und sie suchte in der Dunkelheit die unregelmäßige Linie der Dächer ab, bis sie an einem unauffälligen Umriss neben dem Kamin eines benachbarten Gebäudes hängen blieb. Erst als ihre Anspannung nachließ, merkte sie, wie beunruhigt sie gewesen war. Sie lief an den Mauern entlang, bis sie das Regenrohr erreicht hatte, das sie immer benutzten, um aufs Dach zu klettern. Ihr Lieblingsversteck, um Patrouillen zu entwischen oder tagsüber dem Gedränge der Menschen in den Straßen zu entkommen. Von dort oben hatten sie einen Blick über die ganze Stadt. Als steinernes Labyrinth lag das Gewirr von Gassen, Häusern und Hinterhöfen unter ihnen ausgebreitet. In der Ferne funkelte bei Tag und bei Nacht die innere Stadt mit dem Königspalast. Das heruntergekommene Sandsteinhaus war

gerade so hoch, dass sie über den Festungswall hinweg ins Zentrum von High Farrow blicken konnten.

Faythe musterte die Hauswand, fand die Vertiefungen und Vorsprünge in dem alten Mauerwerk, nach denen sie suchte, und kletterte zum Dach hoch. Jakon saß lässig an den Schornstein gelehnt da. Selbst in der Dunkelheit der Nacht konnte sie sein Lächeln erkennen. Sie huschte über das flache Dach zu ihm. Als sie ihn erreichte, schlug sie ihm mit der Hand auf den Arm.

»Aua! Wofür ist das denn?«, beschwerte er sich, weiterhin lächelnd.

»Sei das nächste Mal nicht so tollkühn! Sie hätten dich dafür einsperren können, einfach so, wenn ihnen danach gewesen wäre.« Als er ihr darauf mit einem stummen Lachen antwortete, konnte sie ihre eigene Freude an dem Streich nicht länger unterdrücken und grinste. »Wohin hast du sie denn geführt?«

Er verzog den Mund zu einem noch breiteren Grinsen. »Ich hab Ihnen erzählt, in der Hafenschenke wäre eine Schlägerei ausgebrochen. Nach dem Auftritt der anderen Wachmannschaft sah es dort ziemlich wüst aus. War also glaubwürdig«, flüsterte er. »Als sie dann festgestellt haben, dass alles schon vorbei war und für sie nichts mehr zu tun übrig blieb, haben sie mich als Strafe zu zwei Monaten Hafenarbeit verdonnert. Dafür, dass ich Ihre Zeit unnütz vergeudet habe.«

Faythe musste daraufhin kichern und stieß ihm mit dem Ellenbogen in die Seite. »Kommt dir gerade recht.«

Er zog sie an sich und legte seinen Arm um sie. So saßen sie eine Weile nebeneinander. Faythe hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt. Sie war erschöpft von den vielen starken Empfindungen in dieser Nacht. Am liebsten wäre sie hier unter dem Sternenhimmel in tiefen Schlaf gefallen.

Manchmal wünschte sie sich, dass zwischen Jakon und ihr mehr wäre. Sie mochte ihn mehr als alle anderen und es schmerzte sie jedes Mal, wenn sie den sehnsüchtigen Blick in seinen Augen bemerkte – als hoffte er nach all der Zeit immer noch, dass sie ihn eines Tages so richtig lieben würde. Vor vielen Jahren hatte er sie ein einziges Mal geküsst und sie hatte den Kuss erwidert, wenn auch nur, um sich ganz sicher zu sein, dass ihre Freundschaft nicht an tiefere Gefühle rührte. Doch der Kuss hatte ihr bestätigt, dass zwischen ihnen nur Freundschaft war, platonische Liebe, nicht mehr. Danach hatte sie ein fürchterlich schlechtes Gewissen, ihn mit dem Kuss in die Irre geführt zu haben. Jakon war ein guter Kerl. Er würde ihr an seiner Seite Geborgenheit bieten und einen gut organisierten Alltag, unter den gegebenen Bedingungen gar kein schlechtes Leben. Wahrscheinlich würden sie sogar die meiste Zeit glücklich miteinander sein. Vielleicht war es das, was sie am meisten erschreckte.

Nach einem Augenblick der Stille und des Friedens hörte Faythe in dieser Nacht zum dritten Mal den vertrauten Vogelschrei. Jakon und sie sahen sich fragend an, dann antwortete er ebenfalls mit einem Pfiff. Es gab nur einige wenige Menschen, Freunde, denen sie vertrauen konnten, die von diesem Zeichen wussten.

Sie spähte vorsichtig über die Dachkante. Es war Ferris, an seinem Stolzieren sofort erkennbar. Er überquerte gerade die Straße und es dauerte nicht lange, da war er ebenfalls emporgeklettert und bei ihnen.

Ferris gab einen erschöpften Seufzer von sich und streckte sich auf dem Rücken aus, verschränkte die Arme unter dem Kopf. »Ihr beide habt euch heute Abend ja ganz schön ins Zeug geworfen«, sagte er statt einer Begrüßung. Keiner antwortete darauf und er fuhr fort: »Hab immer schon gewusst, dass der Junge mal